

AUGUST WILHELM SCHLEGEL

Kritische Schriften  
und Briefe

IV

Herausgegeben  
von Edgar Lohner

W. KOHLHAMMER VERLAG  
STUTTGART

AUGUST WILHELM SCHLEGEL

Geschichte  
der romantischen Literatur

W. KOHLHAMMER VERLAG  
STUTTGART

Universalität der Bildung ist für uns der einzige Rückweg zur Natur, denn gegen eine mangelhafte oder wirkliche Mißbildung gibt es kein anderes Mittel. Nicht deswegen häufen wir alle Schätze der Vorzeit um uns her, um in kalten, toten Nachahmungen nur doppelte Exemplare von etwas schon Vorhandenem zu liefern: sondern um die Gesamtheit der Mittel und Organe zu überschauen, durch deren eigentümlichen Gebrauch es uns möglich wird, noch unberührte Geheimnisse des Gemüts auszusprechen, noch heiligere Mysterien der Natur zu offenbaren. Das Resultat von der Geschichte unserer einheimischen Poesie ist keineswegs, daß wir nun auf unseren Lorbeern schlafen könnten. Ohne Verblendung sollen wir alles prüfen, und selbst die vergangene Periode, wie gering ihr Wert nach dem absoluten Maßstab zu schätzen sein möchte, darf philologisch für uns nicht vergehlich da gewesen sein. Selbst von dem unpoetischen Prinzip in der Sprache muß die Poesie Vorteil zu ziehen wissen. Die äußersten Enden sollen wir verknüpfen, und in der neuen Epoche unserer Poesie gleichsam die ganze Geschichte derselben verkürzt darstellen. Gelehrte muß unsere Kunstbildung sein, so gelehrt, wie sie noch nie gewesen, aber von einer echten Gelehrsamkeit, die alles Meisterliche und Überüberraffliche kennt, aber sich auch ausschließend an dieses hält. Feiner ritterlich oder bürgerlich soll unsere Poesie sein, wie die der Minnesinger und des Hans Sachs; allgemeiner ausgedrückt: auf eine idealistische oder realistische Weise national, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, was ich über die gemeinsame Nationalität des neueren Europa gesagt habe. Endlich soll unsere Poesie die tiefe Wahrheit, die große Gemüt derjenigen Dichtungen atmen, die wir als die ursprünglichsten, als das älteste Denkmal deutscher Art, betrachten müssen, und wenn bis jetzt sich nichts wieder zu dieser Riesengröße hinausschwingen konnte, wer weiß, es ist vielleicht der Zukunft vorbehalten. Da alle Poesie ein mythologisches Fundament haben muß, um selbstständig auf sich zu ruhen, so wird es vor allen Dingen wichtig sein, zu untersuchen, inwiefern sich noch eine deutsche Mythologie, oder Reste derselben, oder überhaupt eine romantische erhalten. Dies führt uns von selbst auf die ältesten vorhandenen Dichtungen aus dem Mittelalter, vermittelt deren wir auch die spätere Kunstpoesie geschichtlich begreifen müssen. Doch damit wir gehörig vorbereitet zu ihnen treten, will ich einige historische Betrachtungen über die Bildung des neueren Europa oder das sogenannte Mittelalter voranschicken.

## ÜBER DAS MITTELALTER

Es<sup>50</sup> ist eine triviale Notiz, daß die sogenannte Völkerwanderung diejenige Begebenheit sei, welche durch Zerstörung des abendländischen Römischen Reichs die Staatenrepublik des neueren Europa zuerst gestiftet. Über der Geschichte der Völkerwanderung ruht aber ein großes, vielleicht nie aufzuhellendes Dunkel. Verschiedene Geschichtsschreiber haben die Ursachen derselben tief im inneren östlichen Asien gesucht, welches nämlich von uralter Zeit her der Sitz nomadischer Völker war, bei welchen allein (wie man behauptet) die Notwendigkeit eintreten könne, aus Mangel an Nahrung in großen Horden auszuwandern. So hätten dann die östlichsten ihre Nachbarn aus den bisherigen Grenzen gedrängt, diese wieder die ihrigen, und so wären endlich die am Kaspischen und Schwarzen Meere sitzenden deutschen Stämme nach Westen zu in Bewegung gesetzt worden. Was dieser Meinung vielen Schein gibt, ist, daß sogleich im Gefolge der germanischen Eroberer die Hunnen, eine allem Ansehen nach ostasiatische Nation, im Herzen von Europa erschienen. Allein irgendwo muß man doch bei einer solchen Erklärungsweise die Kette der Ursachen schließen, und sie an einen festen Ring anhängen, welches dann gewöhnlich auf eine Zufälligkeit hinausläuft. Gewiß aber gehen alle großen historischen Begebenheiten nach sicheren, wenn schon uns unbekanntem Naturgesetzen vor sich. Der einzelne Mensch, ja die Menschenmasse, welche durch ihre Willkür Urheber derselben zu sein scheinen, sind doch wieder nur Werkzeuge in einer höheren Ordnung der Dinge. Wenn der Philosoph auf dem sittlichen Standpunkte die Freiheit des Willens postulieren muß, so erscheinen dagegen dem Historiker die Menschen als Naturwesen, welche unter dem Einflusse der elementarischen und siderischen Kräfte stehen. Die historische Revolutionen haben daher große Analogie mit den physischen und hängen

vielleicht genau mit gewissen astronomischen Perioden, mit den Veränderungen der magnetischen Kraft, der klimatischen Temperaturen usw. zusammen. Insofern muß ich mich ganz zu dem oft verspotteten Glauben der Chronikenschreiber bekennen, daß Kometen und außerordentliche Meteore große, meist furchtbare und verheerende Ereignisse ankündigen: wenigstens scheint mir das Prinzip richtig, wenn gleich in der Anwendung gefehlt ward. Wenn wir erst wissen, was damals im Innern der Erde und im Luftkreise vorgegangen, dann werden wir vielleicht einsehen, warum die Völkerwanderung geschehen mußte. Genug sie geschah, und die Masse der germanischen Völkerschaften, welche bisher nördlich von der Donau und ostwärts vom Rheine gewohnt hatte, wurde durch neue Ankömmlinge von Südost, die sich längs der römischen Grenze hinzogen, zum Teil über sie hereinbrachen, vervielfältigt; und nunmehr nahm der Strom der Völker zwei Richtungen: die eine nach Süden, nämlich nach Italien, Gallien und Spanien; die andere nach Norden, wozu ich zuerst Britannien rechne, welches bis hoch nach Schottland hinein damals zuerst von deutschen Kolonisten bevölkert ward, dann Skandinavien, welches ursprünglich vermutlich ganz von den nun weggedrängten und unterjochten Lappen und Finnen besetzt war, und selbst nach der nordischen Mythologie, in der Sage von Odins Flucht, eine südliche Einwanderung erfahren hat. Diese nordischen Goten haben indessen anfangs auf dem europäischen Schauplatze keine so bedeutende Rolle gespielt als die südwärts wandernden Stämme, nachher erschienen sie feindlich unter dem Namen der Normänner, bis sie durch Annahme des Christentums (dessen Einführung in ihren Ländern vergleichungsweise sehr jung ist) befriedigt und der europäischen Republik einverleibt wurden. Jene Völkerschaften, die Ost- und Westgoten, Wandalen, Longobarden, Burgunden, Franken usw. hatten zum Teil das Christentum angenommen, schon ehe sie an und in römischen Provinzen ihre Sitze aufschlugen; und man sieht, daß die Religion fast ein stärkeres Band zwischen ihnen knüpfte als die Stammverwandtschaft. So sehen wir die Sachsen feindselig gegen die Burgunden und Franken, bis sie Karl der Große auf seine Weise bekehrte. So früh schon bewährt sich das Christentum demnach als Grundprinzip der Einheit Europas; das andere Element war die deutsche Stammesart. Aus diesem beidem zusammen mit den Trümmern des klassischen Altertums muß die neuere Geschichte konstruiert werden. Das römische Kaisertum ist zwar äußerlich durch den Einbruch der Barbaren zer-

stört; dem Wesen nach aber und von der geistigen Seite fand es schon früher, mit der klassischen Bildung überhaupt, durch den Sieg des Christentums über die heidnische nationale und politische Religion seinen Untergang. Die Völkerwanderung ist folglich, materiell genommen, die Epoche der neueren Geschichte, die letztgenannte Begebenheit aber ist als ihr ideeller Anfangspunkt zu betrachten, was gewöhnlich weniger anerkannt wird.

Wir können hieraus die charakteristischen Erscheinungen des sogenannten Mittelalters gleich in der Kürze ableiten. Aus der Kombination der kernigten und redlichen Tapferkeit des deutschen Nordens mit dem Christentum, diesem religiösen orientalischen Idealismus ging der ritterliche Geist hervor, eine mehr als glänzende, wahrhaft entzückende, und bisher in der Geschichte beispiellose Erscheinung. Dem Rittertum stand das Mönchtum symmetrisch gegenüber, und wie jenes aus der Vereinigung des Christlichen mit etwas Lebendigem und Einheimischem entsprungen war, so hatte dieses aus der Bereinigung desselben mit etwas Altem, ja Veraltetem, nämlich der nicht mehr verstandenen, nur in Bruchstücken bekannten dennoch unbedingt verehrten Autorität des klassischen Altertums seinen Geist als Scholastik fixiert. Man enthalte sich nur einstweilen, bis wir diese Dinge näher kennenlernen, nach dem Beispiele der neumodigen freigeistlichen Historiker das Rittertum für eine Fratze, und die mönchische Mystik und Scholastik für eine dunkle unverständliche Barbarei zu halten. Die letztere Erwähnung gehört allerdings auch mit zu unserem Zwecke, die Scholastik hat bedeutende Einflüsse auf die romantische Poesie gehabt, und andere nicht zu nennen, so steht Dante als der große Scholastiker unter den neueren Dichtern da.

Um noch eine allgemeine Bemerkung zu antizipieren: die klassische Bildung ist durchgehends gleichartig und einfach; hingegen Heterogenität der Mischungen bezeichnet die moderne ursprünglich, und so suchte sie auch in ihrem Fortschritte immer das Entgegengesetzte zu verbinden. Die Synthesis des Ritterlichen und Mönchischen sehen wir in der Geschichte in den geistlichen Ritterorden, und in der entsprechenden Mythologie schon in einigen Legenden von tapferen Heiligen als Sankt Georg u. a.; die Verschmelzung der Ritterfabel und Legende überhaupt in einigen Ritterromanen, wo das aufgegebene Abenteuer, um welches sich alles dreht, ein mystisches ist, wie im Parzival und Titurell.

Siebente Vorlesung: Man kann aber die Phänomene der modernen

Geschichte nicht vollständig begreifen, wenn man innerhalb des von uns enger bestimmten Europa stehen bleibt. Sie hat ebenso wohl wie die alte Historie ihren Okzident und ihren Orient, die hier wie dort in beständigem Widerstreit miteinander erscheinen. In der alten Geschichte wollte eine politische Weltherrschaft vom Orient ausgehen, welcher eine andere vom Okzident her entgegenstrebte; in der neueren knüpft sich der orientalische Teil wie der okzidentalische an die Verbreitung einer revolutionären alles umbildenden Religion, nämlich der mohamedanischen. Das Christentum war zwar ebensowohl wie der Mohamedanismus im Orient und zum Teil aus einerlei Wurzel entsprungen, es hat aber seine wesentlichsten und auffallendsten Wirkungen durchaus im Abendlande geäußert, wiewohl es im Morgenlande mit Leichtigkeit einheimisch ward, und sich zum Teil noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, aber nicht als energisches und bildendes Prinzip. Diese Unwirksamkeit scheint eben von der Gleichartigkeit mit dem Boden, welchem es dort eingepflanzt ward, herzuführen. Denn ich darf behaupten, Keime des Christentums waren im Orient von jeher vorhanden, wenigstens lange vor dem Zeitpunkte, von welchem wir seine Entstehung an rechnen. Zum Beweise dafür läßt sich auch dies anführen, daß das Christentum zum Teil seinen orientalischen Bekennern in der einfachen Gestalt nicht genügte, daß es dort in den Bußübungen der ägyptischen Anachoreten und den Lehren der Gnostiker die wildesten Wuchersproßlinge trieb; und seitdem in Unbedeutendheit versank. Im Abendlande hingegen, wo es mit weit nüchternerem Sinne aufgefaßt wurde, bewies es dennoch eine tiefer durchgreifende Wirksamkeit.

Der Mohamedanismus war insofern gleichartig mit dem Christentum, als beide gegen das Heidentum, d. h. nationale Mythologie und symbolische Naturreligion gerichtet waren. Innerhalb dieser Gleichartigkeit bildeten sie aber wieder den vollkommensten Gegensatz: das Christentum ist der idealistische, der Mohamedanismus der realistische Monotheismus. Der Gegensatz offenbart sich am deutlichsten in der Lehre von der Vorsehung und der Fatalität, in den Gelübden der Keuschheit und der Bestattung, ja Empfehlung der Vielweiberei, und wie man sonst die Charakteristik beider Religionen weiter durchführen mag. Und aus eben dem Grunde, warum das Christentum nur im Abendlande, war, wie ich einzusehen glaube, der Mohamedanismus nur im Morgenlande vorzugsweise wirksam: nämlich wegen der ihm inwohnenden Fremdartigkeit. Von jeher war nämlich im Orient der

Idealismus, im Okzident der Realismus einheimisch. In Indien war vielleicht in einem gemeinschaftlichen Keime, der nachher verschiedenartige Sproßlinge getrieben, beides vereinigt. An den alten Persern sehen wir aber schon eine geistige unsinnliche Religion. In Ägypten wurden allem Anschein nach, während der öffentliche Gottesdienst durchaus physischer Art war, den Geweihten ähnliche höhere Lehren mitgeteilt. In Griechenland hatten die Mysterien, und selbst die idealistischen Lehren der Philosophen, eines Pythagoras und Plato, durchaus einen orientalischen Anstrich. – Genug die Anhänger Mohameds wollten eine religiöse Universalmonarchie gründen, deren Hauptsitz ungefähr eben da war, von wo die ältesten Monarchien der alten Welt sich zuerst verbreitet hatten. Ihre Eroberungen gingen nach allen Seiten fort: indem sie sich der östlichen und südlichen Küstenländer des Mittelländischen Meers bemächtigten (zu derselben Zeit, als sich die germanischen Reiche im Okzident, aus den Trümmern des Römischen konsolidiert hatten), standen sie dem christlichen Europa gegenüber, gerade wie die orientalische Macht im Altertum den Griechen; und es tat sich nun der hartnäckigste Antagonismus zwischen diesen beiden Weltnationen, der deutschen und arabischen, hervor. Den Sarazenen gegenüber fühlte sich die abendländische Christenheit als Einheit; die Feindschaft konnte, solange das Prinzip beider in seiner Energie blieb, nicht anders als eine tödliche auf Vernichtung ausgehende sein. Die Entgegensetzung der Religionen war freilich in der Erscheinung oben auf, mit derselben verband sich aber eine politische: in Europa waren die Maximen republikanisch unter der Form der Feudalität, im Orient despotisch. Es ist merkwürdig, wie sich die Erscheinung der alten Geschichte, daß sich im Okzident das politische Leben auf das mannigfaltigste zu individualisieren strebte, während vom Orient aus auf eine universelle aber ertötende Einheit gedringen ward, in der neueren wiederholte; und damit sie ein vollkommenes Gegenbild jener sei, so stellen uns die Eroberungen der Sarazenen in Spanien, und ihre Züge bis nach Frankreich hinein, die Unternehmungen des Darius und Xerxes gegen Griechenland vor, so wie die Kreuzzüge der Eroberung Persiens durch Alexander den Großen entsprechen. Dies wird hinreichen, die seichte Art wie moderne Historiker aus vermeinter Aufklärung jene glorreichste Begebenheit des Mittelalters, oder auch die spanischen Mohrenkriege beurteilen, in ihrer Blöße zu zeigen. Europa focht gegen die Sarazenen, in denen es mit Wahrheit seine Erbfeinde erkannte, nicht nur für seine religiöse,

sondern auch für seine politische Existenz. Zum Beweise, daß die Kreuzzüge notwendig gewesen waren, bekam Europa, nachdem sie aufgehört hatten, und ihre Wirkung verschwunden war, statt der Araber an den Türken einen neuen, aber in Ansehung der Maximen gleichgesinnten Feind, den es, statt den Krieg auf das orientalische Gebiet hinübertragen zu können, kaum im Innern von sich abwehren konnte. Die Christenheit wurde zu einer neuen Art von Kreuzzügen aufgefordert, allein auch dieser Eifer erlosch: man hat sich mit den Erbfeinden des europäischen Namens in Traktaten und Bündnisse eingelassen, und ihnen festgesetzte Verhältnisse in dem diplomatischen Körper unsrer Staaten eingeräumt. Zum Glück sind die Türken erschlaßt und geschwächt, sie haben an einem ehemals eigentlich nicht europäischen Reiche, dem russischen, einen furchtbaren Gegner bekommen: sonst würde der gänzlich verschwundene christliche Patriotismus (so wenig als er den afrikanischen Raubstaaten ein Ende zu machen weiß, deren Frechheit doch sonst durch die Ordensritter in Schranken gehalten wurde) den verwüstenden Einbrüchen der Türken wenig Widerstand bieten.

Dieser Gegensatz zwischen christlich und sarazenisch spielt in der ganzen Rittermythologie eine große Rolle, er ist einer von den Kardinalpunkten, um die sich viele Begebenheiten drehen. Wo noch gar keine Spur davon in einer Rittergeschichte zu merken ist, kann man ziemlich sicher schließen, daß sie vor den Einbrüchen der Araber in Frankreich, unter Karl Martell und Carolus Magnus, oder wenigstens vor den ersten Kreuzzügen gedichtet worden. In der Pyrenäischen Halbinsel dauerten die Kriege mit den Arabern noch weit über diese Periode hinaus, ja ich darf behaupten, Kastilien und Portugal waren ursprünglich Mohren bekriegende Staaten, und so wie dieses Streben, das anfangs Notwehr und nachher freier Heroismus wurde, nachgelassen, hatten sie ihre Rolle in der Weltgeschichte ziemlich ausgespielt. Noch Karl V. tat einen, freilich nicht glücklichen Feldzug nach Afrika, und der unsterbliche König Sebastian begrub dort seine großen Entwürfe. In den spanischen Dichtern findet man den Kontrast zwischen dem südlich Okzidentalischen und dem Orientalischen (welches sich aber dort vorzüglich schön ausgebildet, und in einem gewissen Grade europäisiert hatte) sowohl in historischen als erfundenen Darstellungen wunderwürdig benutzt, in vielen Novellen, Romanzen und Dramen, und diese nahe Gegenwart des beständigen Antagonisten erhöht das nationale Bewußtsein.

Von den unhistorischen Deklamatoren über Historie pflegen die Eroberungskriege überhaupt sehr übel mitgenommen zu werden, vorzüglich der Humanität wegen, im Grunde aber aus der ökonomischen Rücksicht, daß Kriege doch ganz und gar nicht nützlich seien, und wohl erwogen, nichts dabei herauskomme. Es liegt dabei eine grobe Verwechslung zum Grunde von den vielleicht sehr tadelnswürdigen Triebfedern, die den Anführer lenkten, und den wesentlichen Ursachen der Begebenheit selbst. Man bedenkt nicht, daß der einzelne scheinbare Urheber derselben, aus einem höheren Standpunkte angesehen nur Werkzeug ist, nur Glied einer großen Kette gesetzmäßiger Erfolge; daß seine Absichten nicht hätten gelingen können, wenn sie nicht Naturabsichten gewesen wären. Meint man, das Persische Reich hätte bestehen können, und nicht gerade durch Griechen gestürzt werden müssen, wenn auch Alexander der Große nicht gewesen wäre? Es gibt im Menschengeschlecht wie in der Natur schaffende und vernichtende Kräfte; wenn die letzten lange Zeit hindurch nicht wirksam sind, so entsteht in den ersten eine Stagnation, die rasche Zerstörung ist oft nur der notwendige Übergang zu einer neuen Schöpfung. So herrscht auch unter Menschenmassen dasselbe Prinzip des Assimilirens, der Einheit und des Antagonismus, wie in der elementarischen und organischen Natur; und wie der Mensch ein körperliches und geistiges Teil hat, so muß sich jenes Prinzip auch teils materiell in äußerlichen gewaltsamen Revolutionen, teils intellektuell in inneren Umgestaltungen offenbaren, und beides bei der innigen Wechselwirkung des Körperlichen und Geistigen vielfältig ineinandergreifen. Aus diesem Gesichtspunkte hat man die Religionskriege zu betrachten, über die es hier am rechten Orte sein wird, etwas zu sagen, da die ganze Geschichte des neueren Europa von ihnen voll ist. Die oben geschilderten Beurteiler der Eroberer stellen diese vollends als den Gipfel der Widersinnigkeit vor. Mir scheinen sie, ich scheue mich nicht, es zu sagen, gerade die rechten Kriege zu sein, und die der Menschheit am meisten Ehre machen. Für den Krieg überhaupt haben schon manche Philosophen ein Fürwort eingelegt: es ist in der Tat einleuchtend, daß die Unmöglichkeit desselben (nicht die Vermeidung durch allgemeine Gerechtigkeit und Eintracht, sondern wenn sich jeder lieber alles gefallen ließe, als sein Leben zu wagen) eine höchst feige und knechtische Gesinnung voraussetzen und fixieren würde. Sehen wir doch, daß selbst Tiere derselben Gattung auf Tod und Leben kämpfen, und zwar um ein Vergnügen, das nur unter der Bedingung

des Lebens genossen werden kann. Allein gewöhnliche Kriege um irdische Besitztümer setzen doch eine ungerechte Handlung von einer Seite voraus. Wenn aber beide Parteien für ihre Überzeugungen streiten, wenn diese von der Art sind, daß sie auf etwas Unsichtbares Geistiges, ganz über alles irdische Interesse Hinausgehendes sich beziehen, wovon in der Wirklichkeit niemals eine unmittelbare Erfahrung gegeben werden kann, und dennoch so fest sind, und von solch einem Gefühle ihres überschwenglichen Wertes begleitet, daß jeder mit Freuden dafür stirbt: so ist dies der stärkste Beweis von der Gewalt der Ideen, ein glorreicher Sieg der Freiheit über den tierischen Naturtrieb, die Besiegelung des übersinnlichen himmlischen Berufs des Menschen, gleichsam die Ahnenprobe seiner Unsterblichkeit. Es versteht sich von selbst, daß hier weder die unter religiösem Eifer verlarvte Politik, noch die verfolgenden Leidenschaften der Einzelnen, noch die Verwilderung ins Unmenschliche, welche der Krieg fast unvermeidlich in seinem Gefolge mit sich führt, in Schutz genommen werden soll, sondern von dem Phänomen überhaupt, in seiner Reinheit gedacht, ist die Rede. Man wird einwenden, Lanzenstiche, Schwerthiebe und Kanonenschüsse seien ja keine Beweisgründe, womit man den Gegner eines bessern belehren könne, aber das ist ja auch gar nicht der Sinn des Unternehmens. Die religiöse Begeisterung, welche Religionskriege erzeugen kann, ist so mächtig, sie hat den Gegenstand ihrer Überzeugungen so klar vor Augen, daß sie die Nicht-Anerkennung durchaus bloß für einen Fehler der Gesinnung, für Verstocktheit halten muß. Eben weil das Unsichtbare nicht selbst erblickt werden kann, soll die wirkliche Welt durch Übereinstimmung mit der übersinnlichen Ordnung eine symbolische Beglaubigung dafür gewähren; und eine Religion, die sich bis zur Einheit des Universums erschwingt, fordert auch unfehlbar den Beitritt des ganzen Menschengeschlechts. Man lobt die große politische Toleranz des alten Roms, welches alle fremden Göttheiten in seinen Schoß aufnahm und ihnen Herberge gab; aber jene polytheistischen Religionen waren eins im Prinzip, der Unterschied lag nur in nationalen und klimatischen Modifikationen, ihre Götterversammlungen waren nur verschieden projektierte Bilder der Naturkräfte. Dies finden wir auch darin anerkannt, daß die Griechen und Römer die Götter aller anderen heidnischen Nationen, die sie kennenlernten, der Ägypter wie der Thrazier, Skythen und anderer Barbaren, mit den ihrigen verglichen und mit deren Namen belegten. Gegen eine Religion, die ganz aus dieser Sphäre hinaustrat, wie

die christliche, hat sich Rom feindselig genug bewiesen, schon in der Vorahnung, daß diese dem Staat den Untergang bringen würde. In allen Zeitaltern und Weltteilen hat, wenn Religionen erschienen, die über den natürlichen Realismus hinaus auf das Intelligible gingen, die Verschiedenheit der Prinzipien Religionskriege erzeugt. Die Toleranz des neuesten Europa, was ist sie anders als verkleideter Indifferentismus, selbstgefälliges Rühmen der Erschlaffung. Man hat das Christentum so süßlich schildern wollen, als ob aller Grimm gegen das Schlechte daraus verbannt wäre; hält man sich aber an die Äußerungen des Stifters, so findet man sehr strenge darunter, und die allerdings auf die Notwendigkeit eines Religionskrieges sich deuten lassen: wenigstens erklärt er deutlich, daß seine Sendung eine entschiedenere Sonderung des guten und bösen Prinzips bewerkstelligen werde. Alles obige ist unserem Gegenstande nicht fremd, denn wenn wir die romantischen Dichter gehörig fühlen wollen, müssen wir uns in ihre christliche Ansichten wenigstens versetzen können, und in diesem Sinne reden über Religionskriege die größten ja auch die tugendhaftesten Dichter der Vorzeit, ein Dante, Petrarca, Camões, Tasso, Calderon und andere.

Ich kehre zurück zu dem Ursprung der europäischen Verfassung von den Zeiten der Völkerwanderung an. – Den germanischen Eroberern, welche römische Provinzen unterjochten, waren viele Bedürfnisse fremd: Waffen und ein freies Leben ihr ein und alles. Um einen so schlechten Preis wollten sie nicht gekämpft haben, daß sie sich nun hätten zum Anbau des Landes oder gar zur Fabrikenindustrie und dem Handel bequemen mögen. Doch weniger verstanden sie sich auf Finanzkünste, sie wußten also von den Eroberungen keinen anderen Vorteil zu ziehen, als durch den allgemeinen Oberbesitz der Ländereien selbst. Unter sich gleich, gestanden sie ihren Königen, anfangs Wahlfürsten, keinen andern Vorrang zu, als den von Anführern im Kriege. Diese mußten also die Dienste der Nächsten unter ihnen durch einen verhältnismäßigen Anteil an der Beute von Rechts wegen vergelten; außer den baren Kostbarkeiten geschah dies durch Vergabungen von Ländereien, wie man weiß, anfangs auf gewisse Jahre, dann auf Lebenslang, und zuletzt erblich. Jeder untergeordnete Anführer machte es dann wieder so mit den seinigen, und auf diese Weise entstand die Stufenfolge von Lehnsherrn, Lehnsmann und Unter-Lehnsmann. Man verwundert sich, wie die damaligen Fürsten und Herren so alles wegschenken konnten, daß sie zuletzt gar nichts mehr übrig

behielten: allein man vergißt, daß sie wenig nach Geldeigentum fragten, und ihren größten Reichtum in die Gesinnungen treuer Bundesgenossen setzten. Manchen Luxus kannten sie damals nicht, wiewohl die festliche Pracht der Kleidungen schon sehr früh geliebt ward, und auch diese nach einem ganz andern Maßstabe als heutiges Tages; aber ein großes Bedürfnis hatten sie, das in anderen Zeiten schwer möchte zu befriedigen sein: sie brauchten nicht etwa gemietete Soldaten zu ihrem Schutz, sondern Waffenbrüder, Männer, Helden, die in Tod und Leben für einen Mann standen. Es war also an den Besitz der Länder Verbindlichkeit zu gewissen kriegerischen Leistungen geknüpft: ein solcher Staat war durchaus eine militärische Republik. Freilich erstreckte sich dies nur auf den Eroberer deutschen Stammes, die weit zahlreicheren Landeseinwohner waren leibeigen, das heißt an das Land gebunden gingen sie mit demselben von einem Besitzer zum anderen über. Man muß aber nicht vergessen, daß sie doch eigentlich nur den Finanzdespotismus des Römischen Reichs mit einer roheren, aber weit billigeren Herrschaft vertauschten; und dann: welch ein ausgearteter Haufe waren diese aus römischer und einheimischer Abkunft gemischten Provinzialen! Das ist der natürliche Lauf der Dinge: der Schwache und Feige ist ein geborener Knecht, dem Tapferen gehört die Welt. Dafür, daß sie arbeiten, und ihre Herren von dem Ertrag reichlich erhalten mußten, wurden sie beschützt, und waren von Kriegsdiensten beinah ganz frei. Es wurden zwar auch Knechte gestellt, aber es kam wenig auf sie an, alles ward durch die Schwergewehrten entschieden, deren Bewaffnung jenes schwache Geschlecht gar nicht zu führen imstande war. Dies ist nun auch die ursprünglich auf Realität gegründete Entstehung der Begriffe vom Adel. Die Eroberer waren nicht bloß an Rang und politischen Vorrechten über die Unterjochten willkürlich erhoben: sie waren ihnen in Wahrheit durch Mut, wackre Gesinnung, Stärke, ja selbst an edler schöner Gestalt und an Leibesgröße unendlich überlegen. Dies Verhältnis finden wir auch in anderen Zeitaltern und Nationen, bei Homer sind die Könige ein schon äußerlich zu unterscheidendes Geschlecht. Daher in den neueren Sprachen, daß die Benennung des Bauern, *villano*, zugleich Niedrigkeit der Gesinnungen bezeichnet. — Die Germanier werden uns frühzeitig von den römischen Historikern als ein Riesenstamm geschildert, und wenn wir auch etwas darauf abrechnen, daß die Römer selbst eher klein als groß von Statur waren, so bleibt immer noch genug übrig. In den altdeutschen Gedichten werden die damaligen

Helden mit einem Namen ausgezeichnet (*Recken*), der von der gestreckten Leibesgestalt und über das gewöhnliche Maß hinausragenden Größe abgeleitet zu sein scheint. Was uns nicht nur von den Roman-dichtern, sondern den Geschichtsschreibern über die Stärke der alten Ritter berichtet wird, dies würde der moderne Unglaube geradehin für eine Fabel erklären, wenn die in den Zeughäusern aufbewahrten Rüstungen und Waffen nicht den augenscheinlichsten Beweis für deren Wahrheit führten. Ja auch die Pferde der Ritter müssen von einer kräftigeren Raçe gewesen sein als die heutigen, um selbst gepanzert, den schweren geharnischten Ritter im schnellsten Laufe zu tragen. Jedoch sind die ritterlichen Vorräte der Zeughäuser meistens aus den Zeiten der Kreuzzüge, man hat Ursache zu glauben, daß das ältere Geschlecht des 5. und 6. Jahrhunderts noch weit stärker und riesenhafter gewesen; freilich nicht die gesamten Nationen, sondern die Häupter: der Vorrang in der Gesellschaft war schon körperlich bezeichnet. Dies und die ganze damalige Art, Krieg zu führen, gab der ritterlichen Tapferkeit ihren eigenen Charakter. Diese Eigenschaft ist gewiß unter jeder Gestalt zu verehren, aber wo die persönliche Stärke fast gar nichts ausmacht, wo es bloß Waffen des Angriffs und keine der Verteidigung gibt, da wird der Krieg zu einem wahren Glückspiel mit dem Leben, und es gehört eine Art von Leichtsinne oder Gleichgültigkeit dazu, sich dem auszusetzen. Damals waren die Waffen der Verteidigung denen des Angriffs gleich, Stärke und Gewandtheit entschied über die Führung beider, jeder konnte wissen, wie weit er sich wagen dürfe und wo der Mut Tollkühnheit werde, die Tapferkeit war besonnenes Selbstvertrauen, ein richtiges Gefühl des Vermögens, und Mann gegen Mann sich messend, genossen sie auch die Lust der Kämpfe. Schon Homer sagt, das Eisen reiße den Mann fort, und vielleicht nie ist die kriegerische Gewalt dieses Metalls, das gleichsam Mark und Kern der Helden wurde, mächtiger empfunden worden. Daß ein einziger im damaligen Kriege zuweilen tausend aufwog, ist keineswegs aberteuerliche Fiktion, sondern strenge Wahrheit.

Das Gefühl der Gleichheit war dem freien Deutschen tief eingeprägt, er opferte der geselligen Ordnung so wenig davon auf als möglich, und so behielten sich die Mitglieder eines Waffenbundes, wie jedes gemeine Wesen es damals war, auch das im Naturstande geltende Recht vor, selbst Richter der ihnen widerfahrenen Beleidigungen zu sein, woher denn die beständigen Privatfehden entstanden. Diese hätten natürlich bis zu gegenseitigem Aufreiben gehen können, aber da

schlug sich denn der deutsche Biedersinn mildernd ins Mittel. Bei Kriegen gegen eine feindselige Nation mochte jedes Stratagem erlaubt sein, aber da man gegen die verwandten Waffenbrüder durch die Fehde doch eigentlich nur sein Recht suchte, wollte man es auch auf eine rechtmäßige Art tun, die Hinterlist wurde ausgeschlossen, man kämpfte offen, mit gleichen Waffen und Mitteln. So reduzierte sich die Fehde allmählich auf den Zweikampf, dieser bekam eine gesetzliche Sanktion und wurde unter dem Vorsitz des Lehns Herrn nach gewissen Veranstaltungen gehalten. Man lacht über die Einfalt der damaligen Richter, daß sie, unfähig in eine verwickelte Rechtsfrage einzudringen, den Knoten durch jenes Mittel zerhieben. Allein es schien viel heilsamer, sein Leben daran zu wagen, als seine Gesinnung durch die Gewohnheit der Praktiken und Rechtskniffe zu gefährden. Nicht die Autorität der Priester, sondern der Glaube der Menschen erhob die Zweikämpfe zu Gottesurteilen, wo der verhängte Ausgang erklärte, auf welcher Seite das Recht sei; und ich füge hinzu, sie waren auch Gottesurteile, zwischen so geübten an Stärke sich fast immer gleichen Gegnern mußte das Bewußtsein der Wahrheit oder Lüge, das gute oder böse Gewissen den Ausschlag geben.

Da auf den Waffen der sichere Besitz der eroberten Länder, der Vorrang in der Gesellschaft (und dies Prinzip war republikanisch, daß mit den Rechten die Verpflichtungen in gleichem Verhältnisse stiegen, da umgekehrt in despotischen Staaten die Lasten abschließend auf die Klasse gehäuft sind, welche keines Vorrechtes genießt) selbst die Behauptung der Rechte unter Privatpersonen beruhte, so waren sie das beständige und einzige Geschäft der Fürsten und ihrer Vasallen, und die Friedenszeit wurde mit der Jagd und Waffenübungen hingebacht. Die strengen Forstgesetze schreiben sich von jener Leidenschaft her, und sie waren in den Umständen, worunter sie entstanden, auch bei weitem nicht so unbillig als nachher. In den durch mancherlei Ursachen entvölkerten Ländern blieben weit größere wüste und bewaldete Strecken übrig, oder sie waren auch nicht urbar gemacht; das in seinen ursprünglichen Wohnungen gehegte Wild fiel also dem angebauten Lande weit weniger zur Last, dieses, eine bloße Sache des Bedürfnisses, konnte das Gemüt der Ritter wenig ergötzen, sie bedurften zur freien Erholung den Wald mit seinen wilden Bewohnern, so wie zu ihren Wohnungen überschauende Berg- und Felsengipfel. Billig verlangten sie also, daß der Knecht, der ohne einen höheren Gedanken an der ihn nährenden Scholle haftete, ihnen diese Schönheit der

Natur nicht verderben sollte. Überdies war die Jagd wieder ein gefährliches, und gewiß von jenem nicht beneidetes Vorrecht: außer den häufigen Bären und Wölfen gab es andere zum Teil fast ausgestorbene Gattungen kriegerischer Tiere in Menge: Auerochsen, Elken usw. Ja es wird von Löwen in den germanischen Waldungen gesprochen (in den allerältesten Berichten nämlich) und ich sehe keinen Grund, dies zu bezweifeln. Man kann wohl nicht annehmen, daß es erst seit den Zügen nach dem Orient aufgekommen, dies königliche Tier als heraldisches Zeichen zu gebrauchen, und schwerlich würde man etwas dazu gewählt haben, wovon man bloß eine dunkle Notiz aus entfernten Weltteilen und keine sinnliche Vorstellung gehabt hätte. Mit den Gesinnungen der menschlichen Bewohner scheint sich auch die Natur umzugestalten: dies ließe sich durch eine Menge Beispiele bestätigen. Allein auch die Jagd auf das friedlichere Wild wurde auf eine gefährliche Art ausgeübt durch das gewaltsame Reiten bei allen Hindernissen des Bodens, und da der Ritter mit seinem Pferde in der Schlacht ganz eins sein mußte, war dies gewiß eine sehr nützliche Übung, und die selbst noch bei dem verfeinertsten und sinnreichsten Jagdspielen stattfand, das, wie es scheint, erst später aus dem Norden in die südlicheren Gegenden gebracht, und leidenschaftlich geliebt wurde, die Reiherbeize mit Falken, an welcher selbst Frauen Anteil nehmen konnten. Die romantischen Dichter sind voll von schönen Bildern dieses jetzt ganz aus dem Leben verschwundenen Vergnügens, einige wie Dante und Shakespeare zeigen eine ganz besondere Vorliebe dafür.

Die sonstigen Waffenübungen stellten das Bild wirklicher Kämpfe dar, und es mußte nur das Mittel gefunden werden zu machen, daß sie nicht auf Tod und Leben gingen, was denn durch Lanzen bloß von hölzernen Schäften ohne eiserne Spitze und stumpfe Degenklinge geschah; immer konnten dabei durch den Sturz vom Pferde und sonst bedeutende Quetschungen und Verwundungen vorkommen, die man aber nicht achtete. Die Lanze war die Hauptwaffe, weil man damit zu Pferde seinen Gegner am besten traf. Es war ein natürlicher Gedanke, den Wetteifer dadurch noch mehr zu erregen, daß man dergleichen tägliche Übungen von Zeit zu Zeit zum öffentlichen Schauspiel machte: dies war der Ursprung der Turniere, die mit der Entwicklung des Rittertums immer feierlicher und kunstgemäßer wurden. Die Ritter zeigten dabei ihre Stärke und Gewandtheit, die Frauen ihre sittsame Schönheit, die Fürsten ihre freigebige Gastfreiheit, im



**glänzendsten Lichte:** alle entfaltet die höchste Pracht, die in ihrem **Vermögen** war. Ich muß hier das schon öfter Bemerkte wiederholen: **man** prahlt mit dem modernen Luxus, aber er ist kleinlich, in tausenderlei gemachten Bequemlichkeiten versplittert, die großen Massen sind aus dem Leben verschwunden. Die Vorahnen unserer Zeit bedurften vieles nicht, aber sie bedurften königliche Feste, wo alle Herrlichkeiten auf einen Schauplatz und wenige Tage zusammengedrängt waren. Die Turniere sind die Olympischen Spiele des Rittertums, und man könnte darnach allerdings die Nationen (auch die Römer nach den Spielen des Zirkus) charakterisieren. Der auffallendste Unterschied ist der, daß bei den Olympischen Spielen bei Lebensstrafe keine Frau gegenwärtig sein durfte, und hingegen bei den Turnieren die edlen Frauen und Fräulein den Ehrensitz einnahmen und den Dank (so hießen die Preise) persönlich zuteilten. Dies bezeichnet das ganz verschieden bestimmte Verhältnis der beiden Geschlechter, wovon ich noch bei der Charakteristik der ritterlichen Liebe reden werde, um für jetzt erst das auf die kriegerische Seite Bezug habende zu beenden.

Wie die Waffen das teuerste Besitztum der Ritter, ihre Freude und ihr Stolz waren, so suchte man sie natürlich zu schmücken; außerdem hatte man bei der ganz verhüllten Gestalt Abzeichen nötig, um seine Waffenbrüder wiederzuerkennen. Diese wurden denn an Helmbüschchen und sonst angebracht, hauptsächlich aber bestanden sie in gemalten Figuren auf den Schilden. Die Sitte ist uralte, wir finden etwas ähnliches bei Aschylus erwähnt. Überall wird es bei einer ähnlichen Bewaffnung vorkommen. Wann aber die Figuren auf den Schilden erblich, teils ein Zeichen der Abstammung, teils des Besitzes gewisser Lehen wurden, dies ist eine antiquarische Frage, die wir hier nicht näher erörtern wollen. Genug, daß es geschah: die Heraldik hat sich zwar gewissermaßen selbst überlebt, da die Bewaffnung abgekommen, zu der sie gehörte; aber welche politische Verfolgung sie auch in den letzten Zeiten hat ausstehen müssen, so muß ich doch in poetischer Hinsicht eine dringende Fürbitte für sie einlegen. Sie atmet nicht nur überhaupt den kriegerischen Geist der Zeiten, insofern die Waffen (das bedeutet ja Wappen) den Mann selbst vorstellten; – in der Tat ist das Wappen mit seinem Schild, Helm, Krone, Helmbusch und Helmdecke ein verkürztes Bild des Ritters, und in eben dieser Gestalt wurden bei den Turnieren die Insignien der Mitbewerber ausgestellt; – sondern die ritterliche Fantasie hat sich in ihrer Eigenheit gegen andere heroische Zeitalter charakteristisch darin ausgesprochen. Die Wappen

enthalten nicht selten eine schöne und sinnreiche Hieroglyphik, in Bezug auf sprechende Namen, auf Eigenschaften der Länder, oder sie verewigen auch mit kurzen treffenden Zügen das Andenken irgendeiner glorreichen Tat oder wundervollen Begebenheit. Ich bin überzeugt, man würde dies durchgängig finden, wenn der Sinn von so vielem nicht verlorengegangen wäre. Merkwürdig ist die in der Heraldik liegende Naturanschauung, wie sie immer auf gewisse Hauptbilder, als aus der tierischen Schöpfung den Löwen und Adler, zurückkommt, wie sie gleich der romantischen Poesie das Entfernteste, z. B. Sterne und Blumen, paart usw. Dann ist es bedeutend, was von Werken menschlicher Kunst vorzugsweise aufgenommen wurde, (meistens doch was auf den Krieg Bezug hat) selbst die Willkürlichkeit, womit man die Naturgegenstände umgestaltete. Auch die Blasonierung, d. h. die Färbung der Figuren und Felder, und die dabei einzig gültigen Farben, stimmt sehr gut mit dem übrigen: daß Gold und Silber mit zu den Farben gerechnet werden, zeigt wie mächtig der metallische Glanz, dies unterirdische Sonnen- und Sternenlicht, auf die Sinne wirkte; das Schwarze soll vielleicht Eisen bedeuten, das Rote zuweilen wohl Purpur, aber nicht selten auch Blut. In die Rittermythologie greift die Heraldik häufig ein: wie die Geschichte der Melusine überhaupt genealogisch, so zweifle ich nicht, daß sie auch einen heraldischen Anlaß hatte, nämlich ein Meerweib, welches die Familie Lusignan im Wappen führte; in der Geschichte der Magelone glaube ich in dem Hauptmoment, wie der Vogel mit dem Ringe davonfliegt, eine ähnliche Anspielung zu erkennen. Sehr oft mochte umgekehrt das Wappen von einer fabelhaften Sage entlehnt sein. An christlichen Symbolen fehlt es auch nicht, der vielfältige Gebrauch des Kreuzes, dieser mystischen Figur, ist auffallend. Das Wappen der Könige von Portugal soll sich auf eine Vision gründen, und sie bekannten sich dadurch schon als Streiter für die Christenheit. – Endlich bis auf die Schildhalter verrät alles eine heroische Fantasie und einen fantastischen Heroismus: nicht nur nackte Wilde, Löwen, Adler, Drachen, sondern die unbekannteren niegesehenen Tiere der Wüste Einhorn und Greif, mußten im Bilde dienstbar das Amt des Waffenträgers verrichten, zum Zeichen, daß dem Heldenmute die ganze Natur gehorcht. – Darin daß man das, was anfänglich Sache der Willkür, nachher des Herkommens war, unabänderlich fixierte, und zu einem System von Regeln erhob, offenbarte sich nun wieder der Geist der Scholastik. Die Wappenkunst wurde eine eigene Wissenschaft: die Herolds-Wissen-

schaft; es durfte ohne Zuziehung der kundigen Meister kein Wappen erfunden oder verändert werden. Die Kunstsprache ist größtenteils französischen Ursprungs (wie umgekehrt viele Benennungen ritterlicher Waffenstücke in der französischen Sprache von deutscher Ableitung sind, weil das Rittertum in Frankreich am sorgfältigsten ausgebildet ward; deswegen läßt sich bei uns in der poetischen Sprache wenig aus der Blasonierung edel und allgemein verständlich anbringen, da manche große Dichter, unter anderen Shakespeare dergleichen Ausdrücke häufig gebrauchen, und eine entschiedene Vorliebe für heraldische Bilder und Vergleichen haben. Wie uns die Heraldik die Übereinstimmung zu einem einzigen Nationalcharakter im ritterlichen Europa darstellt, so bin ich überzeugt, daß man bei aufmerksamer Prüfung der Wappen verschiedener Nationen, wiederum nationale Nuancen darin entdecken würde.

Wir sind jetzt bis zur letzten Äußerlichkeit des Rittertums hingestrichelt, und wollen nun zu seinem innersten Geiste, seiner Sittlichkeit zurückkehren. Das Wort Tugend kommt von *taugen* her, es war in den ältesten Zeiten gleichbedeutend mit Tapferkeit als der Tüchtigkeit des Mannes. Zu diesem ersten Erfordernis gesellte sich dann das zweite: Treue und Redlichkeit, wenn der Mensch in dem Bunde freier Brüder seinen vollen Wert haben sollte. Ein Wort, ein Mann, ist wohl das älteste deutsche Sprichwort. Dies war die Grundlage der Ehre. Da aber, wie wir gesehen haben, dem Krieger, nach der alten Verfassung, selbst gesetzmäßig, das Recht zugestanden war, gegen jeden Beeinträchtiger sich der starken Hand zu bedienen: so wurde es nun auch von ihm erwartet, daß er keine Beleidigung ungeahndet lasse. Denn wie durfte man erwarten, daß der sein Leben für das Land, den Fürsten und die Gefährten tapfer daran wagen würde, der nicht einmal durch einen persönlichen Antrieb dazu aufgeregt werden konnte? Diese Denkart hat sich nun in den Begriffen vom außergerichtlichen Zweikampf, freilich im Widerspruch mit unseren bürgerlichen Verfassungen, aber doch zu Aufrechterhaltung einiger Energie, bis auf den heutigen Tag erhalten. Überhaupt sind manche Gesetze der Ehre eine unschätzbare Überlieferung der Vorzeit, die uns in weit mehr Stücken lenkt und bestimmt, als wir anzuerkennen geneigt sind. Auf die Entwicklung dieser großen Idee, welche damals die ganze Sittlichkeit umfaßte, hatte unstreitig das Christentum viel Einfluß, zum Teil aber hat sie ihre Unabhängigkeit neben der Religion behauptet. Ich habe schon anderswo<sup>51</sup> den Gedanken geäußert,

eben weil das Christentum nicht wie die alten Religionen sich mit äußerlichen Leistungen begnügte, sondern den ganzen inneren Menschen in Anspruch nahm, so habe sich das Bewußtsein der Freiheit in ein neben der Frömmigkeit bestehendes, zuweilen mit ihr im Widerspruch begriffenes weltliches Sittengesetz hinübergerettet, und die Ehre gleichsam als eine ritterliche Religion gestiftet. Das Christentum lehrte, dem Menschen klebe eine ursprüngliche Verderbnis an, und vor Gott werde niemand rein erfunden; vor den Augen der Welt wurde aber allerdings vollkommene Reinheit, unverletzte Unschuld, sowohl von edlen Männern als Frauen, in dem was die natürliche Tugend jedes Geschlechtes ausmacht, behauptet. Man erzählt von dem Hermelin, daß er die Weiße seines Felles so sehr liebe, daß er, falls er den Jägern nicht ohne es zu beschmutzen entrinnen könne, sich lieber fangen und umbringen lasse. Dies ist das treffendste Sinnbild für jene heilige Scheu sich auf irgendeine Weise zu beflecken, wo der Tod auch der geringsten Einbuße an der Ehre vorgezogen wurde. Nächste der furchtlosen Unerschrockenheit, der kräftigen Ahndung angetaner Beleidigungen, der unverbrüchlichen Wahrheit und Treue in Worten und Taten, endlich in der Verzichtleistung auf alle hinterlistigen Vorteile beim offenen Kampf, wurde nun noch Gerechtigkeit, Milde und Höflichkeit von den Gesetzen der Ehre vorgeschrieben, und hier glaube ich eben den wohlthätigen, religiösen Einfluß zu erkennen. Stärke führt so leicht zum Übermut, ihr Mißbrauch in der Mißhandlung der Schwachen und Wehrlosen ist ein empörendes aber leider in der Geschichte der Kriege immer wiederholtes Schauspiel. Die ritterliche Gesinnung erklärte es für schimpflich sich mit dem Wehrlosen zu messen, und wer nicht die gleiche Bewaffnung und die gleiche Stärke besaß, galt für wehrlos. Die Unterwürfigen sollten geschont, die Unterdrückten geschützt werden. Die Tapferkeit sollte nur der Arm der Gerechtigkeit sein: in diesem würdigen Beruf konnte sie nie in unmenschliche Wut und Grausamkeit ausarten. Der Ritter sollte vor allen Dingen bereitstehn, Kränkungen von denen abzuwenden, die von Natur oder durch ihren Stand nicht geschickt waren, selbst ihre Sache zu führen, also Frauen, Geistliche usw. Weil ein rauhes Betragen an einem Mächtigen so leicht als Trotz und Drohung erscheint, gehörte Ehrerbietung gegen die Geistlichkeit, freiwillige Huldigung vor Höheren, Leutseligkeit gegen Geringere, besonders aber die sorgfältigste, zarteste Höflichkeit gegen die Frauen zu den Pflichten der Ehre.

Wir wollen nicht verschweigen, daß es nicht durchgängig so beobachtet worden. Es ist ein bekannter Gemeinplatz: bei starkem Lichte finde sich auch tiefer Schatten. Von den Gewalttätigkeiten vieler Ritter zeugen noch die Ruinen der Raubschlösser, die Geschichte erzählt viele Gräuel, und selbst in den Romanen geht der Gegensatz guter und böser Ritter durch. Aber eben bei der Möglichkeit und dem Beispiel der Ausschweifung war die Enthaltung davon um so verdienstlicher, und wir sehen, daß noch in Zeitaltern, wo aller Verdacht fabelhafter Ausschmückung wegfällt, Ritter lebten, welche wie z. B. Bayard, der aufgestellten Idee vollkommen entsprachen.

Achte Vorlesung: Nicht bloß äußerliche Ehrerbietung vor der Religion, sondern eine ungeschminkte, innige Frömmigkeit gehörte zu den Tugenden der Ritter. Nur da fand die priesterliche Lehre kein Gehör, wo sie im Widerspruche mit den Neigungen und Grundsätzen des Rittertums stand, z. B. wenn sie gegen die Turniere und Zweikämpfe eiferte. Den Frieden Gottes, welcher die Fehden zu gewissen Zeiten unterbrach, ließ man sich jedoch gefallen. Sonst ist es rührend zu sehen, wie sich diese starken Gemüter so willig an dem Zügel des Unsichtbaren lenken ließen. Daß sie bereit waren, für den Glauben zu streiten, war wohl das wenigste, allein sie unterzogen sich anderen Pflichten, die weit demütiger in ihrer äußeren Gestalt und selbst nach den weltlichen Verhältnissen der ritterlichen Würde entgegen scheinen mußten: wie z. B. die persönliche Verpflegung der Kranken und Verwundeten, was doch anfangs die Hospitaliter bei den Kreuzzügen leisteten. Sie konnten ohne Heuchelei ihren Stolz und tapferen Mut mit der innerlichen Zerknirschung vertauschen, welche das Christentum als Zeichen echter Reue forderte. Es ist eine der erhabensten und rührendsten Schilderungen, und keinesweges durch den Schmuck der Worte, sondern durch die Sache selbst, wie in Tassos *Befreitem Jerusalem* nach Vollendung der blutigen Kämpfe das Heer der Kreuzfahrer auf Pilgrimsweise unter unendlichen Tränen auf den Berg Golgatha wallfahrtet. Überall lag kriegerische und Andachtsübung sich so nahe, wie der Ritter sein Schwert nur umwenden durfte nach sich zu, um es zum Kreuz zu machen, wovon er betete und bei dem er schwur.

Über den Charakter der ritterlichen Liebe habe ich schon bei Gelegenheit der Minnesinger etwas gesagt und werde bei den Provenzalen noch verschiedenes beizubringen haben; ich will mich hier also kurz fassen. Manche haben es für eine ursprüngliche Eigenschaft der

germanischen Nationen gehalten, die Frauen nicht als Sklavinnen zu unterjochen, sondern zu ehren und zu achten. Sie führen dabei Zeugnisse des Tacitus an, auch von den weisen und weissagenden Frauen: jedoch möchten diese Angaben wohl nicht so weit reichen, es scheint wenigstens, daß die müßigen Krieger, wie andere Wilde, ihre Weiber das Feldbauen und harte Arbeit verrichten ließen. Etwas tat für ein freieres Verhältnis der Ehe wohl die nordische Stammesart und das ruhigere Blut, indem von der einen Seite weit weniger Ursache zum Mißtrauen gegen weibliche Treue da war, von der anderen die Eifersucht auf den sicheren Alleinbesitz körperlicher Reize nicht bis zu einer so sinnreichen Leidenschaftlichkeit ging, wie im südlichen Orient, wo dies immer eine Hauptursache von der Knechtschaft der Frauen gewesen. Dann kam der Einfluß des Christentums dazu, in welchem eine ganz andere Sittenlehre über das Verhältnis der beiden Geschlechter vorgetragen ward, als die das Altertum kannte. Die Griechen schämten sich nicht eine Göttin der anmutigen Lüsterheit zu verehren, und zuweilen durch einen sehr ausschweifenden Dienst; ihre Sittenlehrer sahen darin hauptsächlich nur die Anordnung der Natur, für die Fortpflanzung der Gattung zu sorgen. Die Gesetze, als der Ausdruck der öffentlichen Moralität, begnügten sich damit, die Rechte der Ehen in dieser Hinsicht und die unverfälschte Abstammung der Kinder zu sichern: außerhalb der bürgerlichen Rücksichten schien fast alles erlaubt. Ganz andere Begriffe über den Wert strenger Zucht und Sittsamkeit machte eine durchaus geistige Religion zu den herrschenden, es wurde für verdienstlich erklärt, dem Triebe der Natur zu entsagen, und mystische Segnungen knüpften sich an diese Herrschaft über sie. In der ritterlichen Zeit versuchte die Liebe nun gleichsam, sich mit diesen Gesinnungen zu vereinigen. Wenn man die klassische Bildung mit einem Worte schildern will, so war sie vollendete Naturerziehung. Jetzt da aus den Trümmern jener und einem Chaos verschiedenartiger Elemente eine neue Welt hervorging, konnte Freiheit mehr das herrschende Prinzip werden, welche denn auch nicht unterließ, die Natur zu unterdrücken, und sich so als Barbarei kundzugeben. Die Natur machte aber ihre Rechte geltend, und dieser Zwist bestimmte den Charakter der modernen Bildung, in welcher die unauflöselichen Widersprüche unseres Daseins, des Endlichen und Unendlichen in uns, mehr hervortreten, aber wieder verschmolzen werden.

Da eine ausschließende persönliche Neigung unstreitig die freieste Huldigung des Gefühls ist, so empfand man eine Scheu, in derselben

**der Natur noch** dienen zu müssen. Alle Sinnlichkeit ward verkleidet, **und man** bestrebe sich die Schönheit rein zu vergöttern. Ein unendlich reizender Widerspruch ist in diesem Geist der Liebe, aber zugleich die Anlage zur Ironie, welche aus dem Bewußtsein des Unerreichbaren, statt zu niederschlagendem Ernst überzugehen, einen leisen Scherz macht.

Dieses Bestreben nach Verbindung des Unvereinbaren offenbart sich schon in dem Ideal der Weiblichkeit, welches in so manchen Liebesgedichten der Neueren im Hintergrunde steht: dem Ideal der Madonna, das zugleich Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit, und die höchste Liebe in himmlischer Verklärung ohne alle irdische Beimischung darstellen soll. Man vergleiche damit die antiken Ideale einer Diana, Pallas, Juno, Venus, wo die Charaktere jugendlicher Sprödigkeit, besonnener Jungfräulichkeit, ernster Matronenwürde, und verführerischer Reize getrennt, und aus Furcht sie sonst gegenseitig zu neutralisieren strenge und auseinander gehalten sind. Ihre Bedeutung ist allerdings in den Darstellungen der alten Künstler vollkommen erschöpft: und dieses finden wir durchaus das Verhältnis der modernen Bildung zur antiken, daß in jener eine höhere Anforderung liegt, die aber eben deswegen unvollkommener zur Darstellung gebracht ist.

Somit hätte ich den Geist des Zeitalters von den wichtigsten Seiten geschildert. Da dies bestimmt in der Absicht geschehen, zu zeigen, wie die romantische Poesie daraus hervorgegangen, so gehen wir nun zu der heroischen *Mythologie* des Mittelalters fort, in welcher sich jener Geist auf verschiedenen Stufen am unmittelbarsten abspiegelt. Der ritterliche Mythos hat aber vier verschiedene Zyklen, die meines Erachtens nach ihrer Entstehung so aufeinander folgen: 1) Der deutsche aus der burgundischen und lombardischen Zeit, so weit er sich noch bis auf uns erhalten; 2) die Geschichten vom Artus und der Tafelrunde, und was sich daran anschließt: die Szene derselben ist größtenteils in Wallis und im nördlichen Frankreich, der erste Keim soll sich von wallisischen Sagen herschreiben, die Ausbildung ist aber unstreitig hauptsächlich in Frankreich vorgegangen. 3) Die Geschichten von Karl dem Großen und seinen 12 Pörs. Es gibt sehr alte deutsche Behandlungen davon, über den ersten Ursprung, ob er mehr aus Frankreich oder aus Deutschland herzuleiten, bin ich noch nicht im klaren. Das scheint wohl gewiß, daß dieser Mythos später entstanden als die vorhergehenden entstanden. Es mußte doch eine Zeit hingehen

nach Karls Tode, bis er und seine Helden zu wunderbaren Figuren werden konnten. Auch in der Beschaffenheit der Dichtungen selbst liegt Grund zu dieser Annahme. 4) Die spanischen Geschichten vom Amadis, und was sich daran angeknüpft hat. Diese sind ganz ohne historisches Fundament, welches alle die vorhergehenden haben, und am spätesten entstanden, wiewohl sie ihre Geschichten in der Zeit am weitesten zurückschieben.